

(Nachdruck verboten.)

[40]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Fauchard dachte Bonnaire, den Puddelmeister, an seinem Ofen zu finden, und war überrascht, als er sah, daß er in derselben Halle ein Schienenwalzwerk beaufsichtigte.

„Wie, Du hast das Puddeln aufgegeben?“

„Nein, aber wir machen hier so ziemlich alles. Das ist die Vorschrift: zwei Stunden diese Arbeit, zwei Stunden diese. Und wahrhaftig, man ruht sich dabei ein wenig aus.“

In Wirklichkeit bereitete es Lucas aber ziemliche Schwierigkeit, die von ihm angeworbenen Arbeiter dazu zu bringen, etwas andres zu thun als ihre altgewohnte Verrichtung. Die vollständige Durchführung der Reform war erst in späterer Zeit möglich, nachdem die jungen Leute des Nachwuchses sich in der Lehre verschiedene Fertigkeiten nacheinander angeeignet hatten. Die Arbeit konnte nur anziehend gemacht werden, indem der Arbeiter seine Thätigkeit häufig wechselte und auf jede Art der Verrichtung nur wenige Stunden verwendete.

„O,“ seufzte Fauchard, „das würde mir wohlthun, wenn ich einmal was andres thun dürfte, als immer nur Diegel aus meinem Ofen herauszuheben. Aber ich kann nicht, es geht nicht.“

Das Happernde Getöse der Walzwerke war so stark, daß er laut schreien mußte. Er schwieg und benutzte eine kurze Pause, um Ragu und Bourron zu begrüßen, die alle Hände voll zu thun hatten, um die Schienen in Empfang zu nehmen. Die ganze Prozedur war ihm fast wieder neu. In der Hölle wurden jetzt keine Schienen mehr gemacht, und er sah der Herstellung dieser mit wirren Gedanken zu, denen er keinen Ausdruck hätte geben können. In seiner Verstumfung, in seiner körperlichen und geistigen Verkommenheit litt er besonders unter dem unklaren Gefühl, daß er ein Mensch von Intelligenz und Willenskraft hätte sein können. Ein kleines Flämmchen brannte noch in ihm, wie das einer Nachtlampe, die nicht erlischt. Und welch traurig drückendes Bewußtsein, daß er hätte können ein freier, gesunder und fröhlicher Mensch sein, ohne den vertierenden Kerker, in welchen die Lohnflaverei ihn geworfen hatte! Die Schienen, die sich immerzu verlängerten und verlängerten, waren wie eine Straße, wie eine Bahn ohne Ende, auf welcher seine Gedanken hinglitten und sich in die Zukunft verloren, die keine Hoffnung für ihn barg, und deren er sich nicht einmal klar bewußt war.

In der nächsten, der großen Gießhalle, befand sich ein Schmelzofen für schwere Stücke. Das geschmolzene Metall floß in große, mit Ebon ausgekleidete Pfannen, aus welchen es dann mechanisch in die Formen gegossen wurde. Elektrische Brückenkräne von außerordentlicher Kraft hoben sodann die mächtigen Gießblöcke auf und brachten sie zu den Walzwerken und von dort in die Bohr- und Vernietungs-Werkstätten. Besonders für die großen Stücke, für die gewaltigen Brücken- und Bauträger aller Art, gab es riesige Walzwerke, welche die Blöcke in die gewollte Form brachten und sie nach Bedarf auch bogen, so daß sie vollständig zum Aufmontieren bereit waren. Die Walzenstraßen für die gewöhnlichen Träger und Schienen, die in immer gleichbleibenden Profilen hergestellt werden, arbeiteten mit außerordentlicher Gleichmäßigkeit und Schnelligkeit. Aus dem Glühherd kam der Stahlblock kurz und dick wie ein menschlicher Rumpf, blendende Helle ausstrahlend, hervor und wurde in das erste Kaliber der sich gegeneinander drehenden Walzen gefaßt; verdünnt und gestreckt kam er in die Öffnung des zweiten Kalibers, aus dem er wieder dünner und gestreckter hervorging; und so, von Kaliber zu Kaliber, formten die Walzen das Stück immer mehr, bis es endlich das richtige Profil der Schiene und die regelmäßige Länge von zehn Metern erhalten hatte. Alles dies vollzog sich unter betäubendem Getöse in den Zahnrädern und zwischen den Walzen, ähnlich dem Zähneknirschen eines Riesen, der all dieses Eisen zerkaute. Und Schienen folgten auf Schienen mit außerordentlicher Schnelligkeit, man

konnte kaum den Verwandlungen des Ingots folgen, bis es als neue Schiene hervorquoll, um sich den andern verlängern anzuschließen, als ob sie als stählerne Bahnen sich immer weiter erstreckten und, alle noch unbekanntem Länder durchbringend, einen Ring um die Erde schließen wollten.

„Für wen ist denn das alles bestimmt?“ fragte Fauchard betäubt.

„Für die Chinesen,“ erwiderte Ragu scherzend.

In diesem Augenblicke kam Lucas an den Walzwerken vorbei. Er verbrachte gewöhnlich den Vormittag in den Werkstätten, warf einen Blick in jeden Raum und sprach kameradschaftlich mit den Arbeitern. Er war genötigt gewesen, die hergebrachte Rangordnung mit Werkmeistern, Aufsehern, Ingenieuren, Fabrikbeamten und kaufmännischer Direktion beizubehalten. Aber er war darauf bedacht, die Anzahl der Vorgesetzten und Beamten so viel als möglich herabzusetzen, und erzielte damit erhebliche Ersparnisse. Seine ersten Erwartungen und Hoffnungen hatten sich übrigens bereits erfüllt: obgleich die einstigen reichen Erzadern noch nicht wieder aufgefunden worden waren, so gab schon das jetzt geförderte Erz nach chemischer Behandlung brauchbares Roheisen mit billigen Gießkosten, und damit war die Herstellung von Schienen und Trägern genügend lohnend geworden, um der Fabrik einen guten Ertrag zu sichern. Alle Beteiligten konnten leben, die Ziffer der Geschäfte stieg von Jahr zu Jahr, und das war für ihn das Wesentliche, denn ihm war es darum zu thun, die Zukunft des Werks zu sichern, und er war gewiß, den Sieg zu erringen, wenn die Arbeiter bei jeder Gewinntheilung ein Wachsen ihrer Wohlfahrt in größerer Lebensfreude und geringerer Mühe erkennen konnten. Gleichwohl verging ihm kein Tag ohne Aufregung und Kampf inmitten dieser komplizierten Schöpfung, die er zu lenken und zu überwachen hatte; es galt, bedeutende Summen flüssig zu machen und richtig anzuwenden, ein ganzes kleines Volk zu führen und zu leiten, seine Sorgen waren gleichzeitig die eines Apostels, eines Ingenieurs und eines Finanzmanns. Der endliche Erfolg schien ihm allerdings zweifellos, aber welchen Gefahren, welchen Zufälligkeiten war er noch ausgesetzt!

Er blieb nur einen Augenblick inmitten des Getöses stehen und begrüßte mit freudlichem Lächeln Bonnaire, Ragu und Bourron, ohne Fauchard zu bemerken. Ihm gefiel es besonders in dieser Halle der Walzwerke; er beobachtete mit Freude die Fabrikation der Träger und Schienen, wackere Friedensarbeit, wie er heiter sagte, und stellte sie in Gegensatz zu der bösen Kriegsarbeit, der Arbeit der benachbarten Werke, wo mit so hohen Kosten und unter so viel Sorgfalt Kanonen und Geschosse hergestellt wurden. Auf höchste verfeinerte Werkzeuge, außerordentliche Geschicklichkeit der Hände vereinigten sich zu keinem andern Zwecke, als um die grauenhaften Zerstörungsmaschinen zu bauen, die die Völker Milliarden kosten und die sie in Erwartung des Kriegs zu Grunde richten, wenn nicht der Krieg selbst sie verbluten läßt. O, mögen doch die eisernen Träger sich immerzu vermehren, nützliche Gebäude errichten, glückliche Städte bauen, Brücken über Thäler und Flüsse schlagen, mögen die Schienen endlos aus den Walzwerken hervorquellen, ihre eisernen Bahnen über die Erde hin verlängern, die Grenzen der Länder verwischen, die Völker zusammenführen, die ganze Welt der brüderlichen Civilisation der Zukunft erobern!

Während nun Lucas in die nächste Halle eintrat, wo der große Dampfhammer eben in Thätigkeit gesetzt wurde, um die einzelnen Teile einer mächtigen Brücke zu schmieden, wurde das Walzwerk abgestellt, da ein neues Profil eingelegt werden sollte. Und Fauchard konnte nun ein Gespräch mit seinen gewesenen Kameraden anknüpfen.

„Es geht also vorwärts hier, ihr seid zufrieden?“ fragte er.

„O ja, wir sind zufrieden,“ erwiderte Bonnaire. „Wir haben nur acht Stunden Arbeitszeit, und da wir die Arbeit immer wechseln, ist sie angenehmer, und man strengt sich weniger an.“

Der große, starke Mann mit dem breiten Gesichte voll Gutnützigkeit und Gesundheit war eine der festen Stützen des neuen Unternehmens. Er gehörte dem Direktionsrate an, und er bewahrte Lucas besondere Dankbarkeit dafür, daß er ihm Arbeit gegeben hatte zur Zeit, als er genötigt gewesen

war, die Hölle zu verlassen, ohne zu wissen, woher er morgen Brot nehmen sollte. Sein intransigentem Kollektivismus war jedoch unzufrieden mit dem System einfacher Association, welches in der Ercherie herrschte und in welchem dem Kapital ein bedeutender Anteil eingeräumt war. Der Revolutionär in ihm, der abstrakte Theoretiker empörte sich. Aber er war vernünftig, er arbeitete ehrlich und eifrig und veranlaßte die andren, ebenso ehrlich und eifrig zu arbeiten, denn er hatte versprochen, die Ergebnisse des Versuchs abzuwarten.

„Ihr verdient also viel hier?“ fragte Fauchard wieder. „Zweimal so viel wie früher?“

Ragu lachte und erwiderte spottend:

„Zweimal so viel? Sage lieber hundert Francs täglich, ohne den Champagner und die Cigarren.“

Er war einfach, Bonnaire gefolgt und hatte in der Ercherie Arbeit genommen. Aber obgleich er sich hier nicht schlecht befand, sich im Gegenteil verhältnismäßig großer Behaglichkeit erfreute, schienen ihn zu viel Ordnung und Sicherheit in seinem Dasein unzufrieden zu machen, denn er sprach schon spottend und geringschätzig von seinem neuen Glück.

„Hundert Francs!“ rief Fauchard betäubt. „Du verdienst hundert Francs?“

Bourron, nach wie vor der Schatten Ragus, trieb den Scherz noch weiter.

„Hundert Francs für den Anfang. Und am Sonntag bekommt man das Karussell bezahlt.“

Bonnaire zuckte geringschätzig und ernsthaft die Achseln, gegenüber der Späßhaftigkeit der beidern andern.

„Du siehst ja, daß sie Unsinn reden und Dich nur zum Narren halten. Alles in allem genommen, entfällt bei der Verteilung des Gewinns nicht mehr täglich auf uns, als Ihr bekommt. Aber der Gewinn wächst, und es ist sicher, das wir mit der Zeit sehr schöne Anteile bekommen werden. Dann haben wir alle möglichen Vorteile, unsre Zukunft ist gesichert, unser Leben ist viel weniger teuer, dank unsern gemeinsamen Magazinen und den schönen kleinen Häusern, die wir fast umsonst bewohnen. Es ist freilich noch nicht die volle Gerechtigkeit, aber wir sind auf dem Wege.“

Ragu lächelte noch immer spöttisch, und er fühlte jetzt das Bedürfnis, einem andern Haß Genüge zu thun; denn wenn er über die Ercherie spottete, so sprach er von der Hölle nur mit verbissener Wut.

„Und der Delaveau, was macht er denn für ein Gesicht, der Kerl? Mich freut nur das eine, daß diese neue Fabrik ihn gehörig ärgern muß, die man ihm da vor die Nase hingebaut hat, und die ganz danach aussieht, als ob sie gute Geschäfte machen wollte. Er ist wütend, was?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Unteroffizier.

Von Anton Tschschoff. Deutsch von Wladimir Czuniakow.

„Unteroffizier Prischibjew! Sie sind angeklagt, am 3. September den Polizei-Aufseher Schigin, den Gemeinde-Ältesten Aljapow, den Polizeidiener Jesimow, die Zeugen Zwanow und Garwitow und noch sechs Bauern mit Worten und thätlich beleidigt zu haben, wobei Sie den drei ersten die Beleidigung bei Ausübung ihres Amtes zugefügt haben. Gestehen Sie Ihr Vergehen ein?“

Prischibjew, ein älterer Unteroffizier mit hartstoppeligen Gesicht, legt die Hände militärisch an die Hofenmähte und antwortet mit heiserer gedämpfter Stimme, indem er jedes Wort abhaakt, als Kommandiere er:

„Euer Wohlgeboren, Herr Friedensrichter! Es ist nach den Paragrafen des Gesetzes, daß man jeden Umstand beiderseitig attestieren muß. Nicht ich bin schuld, sondern alle andren. Die ganze Sache war wegen einer toten Leiche, Gott hab' sie selig! Ich komme also am Dritten mit meiner Frau Anfissa ruhig und wohl-anständig einhergegangen, da sehe ich, am Fluß steht ein Hause verschiedenen Volks. Was ist das hier für ein Volksaufmarsch? frage ich. Aus welcher Veranlassung? Steht es vielleicht im Gesetz, daß das Volk sich zusammenrotten soll? Ich schreie also: Auseinander! Ich begann das Volk auseinanderzupuffen, damit es nach Hause gehe, und befahl dem Polizeidiener, die Leute wegzujagen.“

„Erlauben Sie, Sie sind doch aber nicht der Polizei-Aufseher, nicht der Gemeinde-Älteste; ist denn das Ihre Sache, das Volk auseinanderzutreiben?“

„Natürlich nicht! Natürlich nicht!“ erschallen Stimmen aus allen Ecken des Gerichtsaals. „Es ist nicht zum Aushalten mit ihm, Euer Wohlgeboren! Fünfzehn Jahre schon haben wir unter ihm zu leiden! Seitdem er aus dem Dienste zurückgelehrt ist, ist's im Dorfe kein Leben mehr. Alle Hagen darüber!“

„Das ist richtig, Euer Wohlgeboren!“ sagte der Gemeinde-Älteste. „Das ganze Dorf klagt darüber. Es ist mit ihm nicht zum Aushalten! Siebt es eine Prozession, eine Hochzeit oder irgend ein Ereignis, überall schreit und lärmt er, und will seine Ordnung einführen. Die Burschen reißt er an den Ohren, auf die Weiber paßt er auf, daß nicht was vorkommt, wie so ein Schwiegervater... Reulich ging er die Häuser ab und befahl, daß keine Lieder gesungen werden und kein Licht angezündet wird. Es giebt so ein Gesetz nicht, sagt er, daß man Lieder singen dürfe.“

„Warten Sie, Sie werden Ihre Aussagen später machen“, sagt der Friedensrichter; „jetzt wird Prischibjew forsfahren. Fahren Sie fort, Prischibjew!“

„Zu Befehl!“ schnauzt der Unteroffizier. „Sie belieben zu sagen, Euer Wohlgeboren, daß es nicht meine Sache sei, das Volk auseinanderzutreiben... Schön... Und die Ordnungstöringen? Darf man es denn zulassen, daß das Volk scandalisiert? Wo steht es denn im Gesetz, daß das Volk seinen Willen haben darf? Ich kann das nicht gestatten. Wenn ich sie nicht auseinandertreiben und zur Verantwortung ziehen werde, wer wird es dann thun? Niemand kennt dort die richtigen Gesetze; im ganzen Dorf, kann man sagen, bin ich allein, der weiß wie man mit Leuten einfachen Standes umzugehen hat, und ich verstehe alles, Euer Wohlgeboren. Ich bin kein Bauer, ich bin Unteroffizier, Zeughauswärter a. D., habe in Warschau im Stabe gedient, habe dann, wie Sie zu wissen belieben, bei der Feuerwehr gestanden, habe später diese Stellung wegen schwacher Gesundheit aufgegeben und bin zwei Jahre im klassischen Proghymnasium Fortier gewesen... Ich kenne alle Verfüngungen. So ein einfacher Bauer aber kapiert nichts und hat mir zu gehorchen, weil es zu seinem eignen Nutzen ist. Nehmen wir zum Beispiel den vorliegenden Fall... Ich treibe das Volk auseinander, auf dem Ufer aber liegt im Sande die ertrunkene Leiche eines toten Menschen. Auf Grund welcher Verordnungen liegt sie hier? frage ich. Ist das etwa in der Ordnung? Wo hat der Polizei-Aufseher seine Augen? Polizei-Aufseher, frage ich, warum seht Du nicht die Obrigkeit davon in Kenntnis? Vielleicht ist dieser Ertrunkene selbst ertrunken, vielleicht riecht aber die Sache nach Sibirien. Vielleicht ist hier ein kriminaler Mord... Der Polizei-Aufseher Schigin aber kümmert sich überhaupt nicht darum und raucht nur seine Cigarette. „Was ist das hier bei Euch für ein Vorgesetzter? Wo habt Ihr den her?“ sagt er. „Wir wissen selber, was wir zu thun haben!“ Offenbar weißt Du es nicht, wenn Du hier siehst und zuschaust, Du Schafskopf! sage ich. „Ja“, sagt er, „habe schon gestern dem Kreischef davon Mitteilung gemacht.“ „Wozu denn, frage ich, dem Kreischef? Nach welchem Paragrafen des Gesetzes? Kann denn in solchen Sachen, die Ertrunkene, Erhängte und ähnliches betreffen, der Kreischef etwas thun? Hier, sage ich, ist ein Kriminalverbrechen, eine Civilsache... Hier muß man schnell dem Herrn Untersuchungsrichter und dem Gerichtshof eine Estafette schicken. Und vor allem, sage ich, mußt Du ein Protokoll aufsetzen und es dem Herrn Friedensrichter zustellen. Er aber, der Polizei-Aufseher, hört zu und lacht. Und die Bauern ebenfalls. Alle haben gelacht, Euer Wohlgeboren. Ich kann es beschwören... Dieser hier hat gelacht, der da und Schigin hat gelacht. Was, sage ich, flücht Ihr die Zähne? Der Polizei-Aufseher aber sagt zu mir: „Dem Friedensrichter sind solche Sachen nicht zuständig.“ Bei diesen Worten wurde es mir ganz heiß. — Polizei-Aufseher, Du hast es doch gesagt?“ wendet sich der Unteroffizier an den Polizei-Aufseher Schigin.

„Ja...“

„Alle haben es gehört, wie Du das vor dem ganzen einfachen Volk... „Dem Friedensrichter sind solche Sachen nicht zuständig.“ Alle haben das gehört... Mir, Euer Wohlgeboren, wurde es ganz heiß, ich verlor die Fassung. Wiederhol, sage ich, wiederhol, daß Dich! der... was Du gesagt hast! Und er sagt mir wieder dieselben Worte... Da ging ich auf ihn los. Wie darfst Du so was über den Herrn Friedensrichter äußern? Du, ein Polizei-Aufseher, und bist gegen die Obrigkeit? He? Ja weißt Du denn, sage ich, daß der Herr Friedensrichter, wenn er will, Dich für solche Worte der Gouvernements-Gendarmerie-Verwaltung übergeben kann wegen Deiner unzuverlässigen Aufführung? Weißt Du auch, sage ich, wohin Dich der Herr Friedensrichter für solche politischen Äußerungen expedieren kann? Da sagt der Gemeinde-älteste: „Der Friedensrichter“, sagt er, „kann über seine Machtbefugnis nicht hinaus. Nur kleine Sachen sind ihm zuständig.“ So hat er gesagt, alle haben es gehört... Wie, Du wagst, sage ich, die Obrigkeit herabzusetzen? Na, sage ich, bei mir sind solche Späße nicht angebracht, sonst kann das schlimme Folgen haben. In Warschau zum Beispiel, als ich Portier war im klassischen Proghymnasium, wenn ich irgend welche unpassende Worte hörte, so guckte ich gleich auf die Strafe hinaus, ob nicht ein Gendarm vorbeigeht, dann winkte ich ihn herbei und demunzierte ihm alles... Hier im Dorf aber, wenn soll man es da sagen?... Da packte mich denn die Wut. Es tränkte mich, daß das Volk von heute in Eigenwillen und Ungehorsam verkommen, ich holte aus und... natürlich nicht, daß es zu stark wäre, aber regelrecht, ein wenig, damit er sich nächstens nicht erlaube, über Euer Wohlgeboren in dieser Weise zu reden... Für den Ältesten trat der Polizei-Aufseher ein. Ich gab also auch dem Polizei-Aufseher eins... Und nun ging's los... Ich hatte mich etwas erregt, Euer Wohlgeboren, aber ohne Prügel kann man auch nicht auskommen. Wenn man einen dummen Menschen nicht prügelt, so nimmt man nur eine

Sünde auf seine eigne Seele. Besonders, wenn er es verdient hat . . . wenn z. B. Unordnung . . .

„Erlauben Sie! Es sind doch Leute genug da, um nach der Ordnung zu sehen. Da ist der Polizei-Aufscher, der Gemeindevorsteher, der Polizeidiener . . .“

Der Polizei-Aufscher kann nicht nach allem sehen, außerdem versteht er auch nicht das, was ich verstehe . . .“

„Aber so begreifen Sie doch endlich, daß das nicht Ihre Sache ist!“

„Wie beliebt? Wieso denn nicht meine? Komisch . . . Die Leute scandalisieren und es ist nicht meine Sache! Soll ich sie denn vielleicht dafür loben? Sie beklagen sich bei Ihnen jetzt z. B., daß ich ihnen verbiete, Lieder zu singen. Und was ist denn an den Liedern Gutes? Anstatt irgend eine Arbeit vorzunehmen, singen sie . . . Da haben sie noch die Mode eingeführt, des Abends bei Licht zu sitzen. Es ist Zeit, schlafen zu gehen, und anstatt dessen giebt's da Gespräche und Gelächter. Ich habe es mir aufgeschrieben!“

„Was haben Sie sich aufgeschrieben?“

„Wer bei Licht sitzt.“

Prischibew holt aus der Tasche einen schmutzigen Zettel hervor, seht die Brille auf und liest:

Vancru, welche bei Licht sitzen: Iwan Prochorow, Sawwa Miskorow, Piotr Petrow. Die Soldatenwitwe Schustrowa lebt in ungeschlicher Unsitlichkeit mit Semjon Kislow. Ignat Swerschkow beschäftigt sich mit Zauberei und seine Frau Nawra ist eine Hege, geht des Nachts fremde Kühe melken.“

„Genug!“ sagt der Friedensrichter und beginnt die Vernehmung der Zeugen.

Der Unteroffizier Prischibew rückt die Brille auf die Stirn und blickt den Friedensrichter verwundert an, der offenbar nicht auf seiner Seite zu sein scheint. Seine hervorstehenden Augen glänzen und die Nase wird purpurrot. Er blickt den Friedensrichter und die Zeugen an und kann es durchaus nicht begreifen, warum der Friedensrichter sich so aufregt und warum aus a^m Eden des Gerichtssaals bald unzufriedenes Gemurmel, bald unterdrücktes Gelächter ertönt.

Auch das Urteil — drei Monate Arrest — bleibt ihm unverständlich.

„Ich Arrest? Wofür?“ fragt er, mit den Händen eine ratlose Geste machend. „Nach welchem Paragraphen des Gesetzes?“

Und es wird ihm klar, daß die Welt sich verändert habe, und daß es jetzt kein Leben mehr sei. Düstere, trübe Gedanken bemächtigten sich seiner. Aber als er aus dem Saale hinausgeht und die Mauern erblickt, die sich drängen und lebhaft sprechen, streckt er, zufolge einer Gewohnheit, die er nicht mehr bemerken kann, die Hände aus und schreit mit heiserer, wütender Stimme:

„Ihr Leute, auseinander! Macht kein Gedränge! Marsch, nach Hause!“

Meines Feuilleton.

or. Der Leiermann. Langsam ging der Leiermann die sonnige Chaussee entlang. Schritt für Schritt ging er. Der Tag war warm und die Drehorgel drückte, es war ein mühevolleres Wandern.

Er war auch schon weit herinngewesen heut. Mit dem Zug nach Neubabelsberg und von da nach Stolpe. Jetzt wollte er nach Veelighof, der Verdienst war lang gewesen, alles bloß kleine Münze, Kupfergeld. Da oben an der Chaussee kamen viele „Spaziergänger“, da gab's am Ende doch noch was zu holen.

Die ersten Häuser von Wannsee tauchten auf, elegante Villen in schwattigen Gärten. Der Mann sah in das frische Grün und seufzte, es mußte sich gut wohnen da drin, besser als in seiner engen Hofwohnung entschieden, „aber Drehorgeln litten sie da nicht, das war' Armeleutsmusik, viel zu gewöhnlich für eine Villa.“

Draußen über den Damm weg lag ein Schweizerhäuschen. Auf dem Kiesplatz unter der Kastanie sah eine sehr elegante Gesellschaft, Herren und Damen, sie lachten und schwatzten und waren offenbar sehr vergnügt.

Der Leiermann hemmte seinen Schritt und sah hinüber. Ob er es da einmal vermute? Vielleicht vom Gartengitter aus? Die Leute waren so fröhlich, am Ende nahmen sie es für einen Scherz und es fielen ein paar Groschen für ihn ab. Dann brauchte er nicht mehr nach Veelighof, dann spielte er nur noch oben am Bahnhof ein paar Stückchen und fuhr gleich nach Hause.

Bögernd schritt er über den Damm, er war noch immer ungewiß, ob er es wagen sollte oder nicht. Da hatten die im Garten ihn aber auch schon gesehen, eine Dame rief: „Ein Leiermann!“

Alle Köpfe flogen zu ihm herum, er setzte eben die Kurbel an. Der alte Herr am oberen Ende der Tafel machte eine Miene des Entsetzens: „Na, um Himmelswillen, nur nicht so 'n Gebudel in unsrer schönen Stille!“ Dabei hob er die Hand und wollte abwinken, aber die jungen Mädchen umringten ihn und fielen ihm lachend in die Arme: „Ach nein, Onkel! . . . Laß ihn spielen, Onkel! . . . Wir können ja danach tanzen, Onkel!“

Und nun stimmten jubelnd auch die Herren ein: „Tanzen! Tanzen!“

„'n recht schönen Walzer!“ rief der eine hinaus zu dem Leiermann,

Der trat dicht an das zierliche Gartengitter und drehte die Orgel. Hell und frisch zogen die „Donauwellen“ in's Grüne.

Drümen auf dem Kiesplatz drehten sich die Paare. Es war ein Lachen und ein Jubel, selbst die älteren Damen janzhten mit. Der alte Herr hatte seinen Platz verlassen und ging im Garten auf und ab; vor dem Leiermann blieb er stehen und nahm die Cigarre aus dem Munde. „Warmer Tag heut, was?“

„Na ja, 's geht.“ Der Leiermann rückte mit der freien Hand höflich seine Miene. Es passierte ihm nicht oft, daß ihn Jemand einer Ansprache würdigte, am wenigsten ein so feiner Herr. Da war es doch gut, daß er hier geblieben und nicht gleich durchgegangen war nach Veelighof; der gab hier sicher ein Fünfgroschenstück. Er steckte einen neuen Walzer ein.

Der alte Herr stützte sich auf den Gartenzaun.

„Wohl schon weit herum gewesen heut?“

„Na es geht, Herr, komme von Stolpe.“

„Hilbjeses Endchen. Wie geht dem 's Geschäft?“

„Na ich danke, Herr, so so.“ Der Leiermann lachte etwas. „Schlechte Zeiten, Herr, viel bringt's nicht ein, und wem man noch 'ne kranke Frau zu Haus hat . . .“ Er sah nachdenklich in die grünen Büsche.

Der alte Herr that einen Zug aus der Zigarette: „Kranke Frau, hm . . . hm . . . was fehlt ihr denn?“

„'n Veinschaden hat se . . . schon drei Jahre. . . Ja . . . das kost' was . . . und die Schmerzen!“

Der Leiermann wurde gesprächig. Die freundliche Teilnahme that ihm wohl. „Ja, vor'dieses Jahr konnt' se doch wenigstens noch gehen, aber nu liegt se ganz fest, ach ja.“ Er seufzte und machte eine kleine Pause. Dann griff er rasch von neuem nach der Kurbel.

Aber die jungen Leute auf dem Rasen waren ganz außer Atem. Die Damen sanken in die Stühle und lachten und säckelten sich mit den Taschentüchern Nüßlung zu, auch die Herren standen umher und schnappten nach Luft.

Der alte Herr winkte dem Leiermann zu: „Nee, nee, nun lassen Sie nur gut sein, morgen ist auch noch ein Tag. Da!“ Er langte über den Zaun und drückte ihm etwas in die Hand.

Der Leiermann lästete noch einmal dankend sein Köppchen, erst als er ein Endchen weiter war, sah er auf die Münze in seiner Hand. Es war ein Sechser. Er schob ihn in die Tasche, er sagte nichts, aber seine Zähne preßten sich zusammen. Ein elender Sechser. Dafür hatte er eine Stunde und noch länger aufgespielt. Für Veelighof war es zu spät geworden, der Abend dämmerte bereits, er konnte mit dem fargen Verdienst vom Vormittag nach Hause fahren. Das Leben war schwer . . . ach ja!

In dem Garten vor der Schweizervilla sah die Gesellschaft und aß Fruchtis; das war eine schöne Erquickung nach dem wilden Tanz.

„Und Onkel war so freundlich zu dem Leiermann,“ sagte bewundernd eine der jungen Damen. Aber der alte Herr lehnte ab: „Ach Gott, freundlich, wißt Ihr, das ist so mein Prinzip; man muß zu der Art Leute immer freundlich sein, dann denken sie, das ist ein netter Mann, der giebt recht viel, und strengen sich desto mehr an; und nachher giebt man ihnen einfach einen Sechser.“

Theater.

Die Genossenschaftsbühne: „'s Matat'!“ „Dreas Frau“. — Zunächst also haben wir wieder einmal eine neue Bühne. Wie lange wir uns ihrer freuen dürfen, ist noch nicht abzusehen. Daß sie eine feste Institution im Leben der Hauptstadt wird, glauben vermutlich auch ihre Urheber nicht. Bühnenvereine entstehen und vergehen sehr schnell in Berlin. Sie werden gegündet, einige Stücke fallen durch, und dann schlafen sie wieder ein. Das ist so der typische Verlauf. Natürlich muß eine neue Bühne auch etwas Neues bringen. Bei der Genossenschaftsbühne liegt das Neue zunächst in der Organisation. Es ist da etwas mit Anteilscheinen a 10 Mark, durch die man sozusagen Theaterbesitzer wird. Ich habe die Geschichte nicht ganz begriffen und wage daher nicht, ihre Bedeutung für die deutsche Kultur anzuzweifeln. Dann giebt es auch noch die „neue“ Einrichtung, daß der Name der Autoren erst bei der zweiten Vorstellung bekannt gegeben wird. Will man damit der Clique zu Leibe? Aber, meine Herren, ein Autor, der zu einer Clique gehört, wird sich schwer hüten, seine Freunde in Verlegenheit zu bringen. Die Clique wird unter allen Umständen unterrichtet sein. Also wozu der Fiklesanz? Uebrigens wußten die Journalisten natürlich trotzdem die Namen. Journalisten wissen eben alles.

Das erste Stück, das man spielte, war eine grobe Skizze nach einem epischen Stoff, die kein ernsthaftes Wort der Erwähnung verdient. Das zweite Stück war ein konventionelles Theaterstück wie andre mehr. Die Mache ist geschickt, so daß das Interesse wach gehalten wird. Wenn der Konflikt nicht so verbraucht wäre — die Frau, die ihren Mann betriegt —, hätte es auch an einer öffentlichen Bühne aufgeführt werden können. Wegen solcher Arbeiten eine neue Bühne zu gründen, ist einfach grotesk. Die Darstellung war im allgemeinen gut. Besonders freuten wir uns, wieder einmal Frl. Hedwig B a n g e l zu sehen, auf die wir die Direktoren nachdrücklich aufmerksam machen möchten. Ihre Leistung in Strindbergs „Water“ (als Frau des Rittmeisters) ist noch in unvergessener Erinnerung. —

Archäologisches.

— Die verschütteten Städte in Ost-Turkestan. Nördlich vom Kuen-lin und südlich vom Jarkand-Flusse, also im Herzen von Asien, in der Nähe der heutigen Stadt Chotan, dehnt sich eine Wüste aus, welche den Namen Talla Makan, d. h. die mit Thongeschirrt-Trümmer bedeckte Ebene führt. Innerhalb dieses Gebietes befinden sich, wie schon Marco Polo berichtete, vom Sande verschüttete uralte Städte, und der Engländer Johnson brachte 1866 von dort die Nachricht, daß die heutigen Bewohner jener Gegend gelegentlich im Sande goldene Kunstgegenstände fanden. Etwa sieben Jahre später stellte infolgedessen Forsyth dort an verschiedenen Punkten Ausgrabungen an und stieß auf Münzen und Gläserchen. Man zeigte ihm sogar einen 8 Kilogramm schweren Goldschmuck, der in der Nähe von Chotan ausgegraben worden war, ferner alte Münzen und eine kleine Buddha-Statue. Eben Hedin ließ 1896 in der Nähe von Chotan nachgraben, wobei Thonsachen, Münzen und Siegel zu Tage kamen. Im darauf folgenden Jahre besuchte Högberg diese Gegend und brachte eine Anzahl alter Manuskripte in unbekanntem Schriftzügen nach Europa. Nördlich vom Jarkand-Darja, im Gebiete von Turfan, sind ebenfalls Ueberbleibsel alter Städte entdeckt worden, zuerst 1879 von dem Botaniker Regel, dann 1898 von der russischen archäologischen Expedition unter Führung von Klemeng. Dieser fand zahlreiche Trümmer von Städten und Bauwerken sowie Ruinen buddhistischer Klöster und Tempel. Außerdem wurden viele Höhlenbauten entdeckt, die im Innern noch Spuren von Malereien trugen. Diese Höhlenbauten, deren nicht weniger als 162 aufgefunden wurden, dienen wahrscheinlich buddhistischen Mönchen als Wohnungen. Die Malereien, für welche Tusch und Leimfarben benutzt wurden, stellen Szenen aus den religiösen Anschauungen und Lehren des Buddha dar. Leider sind die meisten durch die fanatischen Mohanmedaner bei der Eroberung des Landes zerstört worden, besonders an den Wänden, während die Deckenmalereien besser erhalten sind. Zahlreiche Inschriften wurden in diesen Höhlen entdeckt, teils in Sanskrit, teils in uigurischer und chinesischer Sprache, dagegen keine in tibetianischer. Endlich fanden sich zahlreiche Fragmente alter Manuskripte im Sande, offenbar Reste alter buddhistischer Klosterbibliotheken, auch Fragmente buddhistischer Golddruckbücher. Außer den Russen haben auch die Engländer in Ost-Turkestan kostbare Altertümer erworben. Darunter befinden sich auf Baumrinde geschriebene Manuskripte, die dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstammen. Die meisten sind in der Sanskritsprache geschrieben und religiösen, d. h. abergläubischen oder auch medizinischen Inhalts. Aus der Gegend von Chotan stammen mehrere Manuskripte in unbekannter Schrift sowie Bücher in Holzdruck, die vielleicht buddhistische Gebetbücher sind, aber die Schriftzüge, welche sie enthalten, sind nicht zu deuten. Eine systematische archäologische Durchforschung jenes Gebiets dürfte die wichtigsten Entdeckungen zu Tage fördern.

Aus dem Tierleben.

— Unser populärster Waldbogel, der Kuckuck, den freilich die wenigsten wirklich gesehen haben, wird in der hiesigen Gegend mit jedem Frühling seltener. Im Grimwald und in der Jungfernhöhe hört man ihn nur noch ziemlich selten rufen, häufiger in der Spandauer Stadtheide und den angrenzenden Waldrevieren, noch mehr hinter Finkenruh im Brieselang. Das hat nun freilich zum Teil auch seinen Grund darin, daß diese Waldungen mehr Laubholz enthalten, worauf der Kuckuck ja seine Lieblingsnahrung, die langhaarigen Wärenraupen, findet. Aber die Hauptursache für die bedauerliche Verminderung des nützlichen Waldhüters sind wieder Menschen, die Eier sammeln nämlich. Bekanntlich legt das Kuckucksweibchen seine Eier in die Nester kleiner Singvögel, wie Wachstelzen, Meisen, Rotkehlchen usw., und zwar immer nur ein Ei in das einzelne Nest. Nach neueren, sehr gewissenhaften Forschungen legt jedes Kuckucksweibchen im Sommer gegen 20 Eier, so daß sich doch hiernach der Kuckuck stark vermehren müßte. Die Eier sind fast regelmäßig den Eiern der Vögel ähnlich, in deren Nest sie gefunden werden, und in Anbetracht des taubengroßen Vogels nur recht klein. Nun hat es das Kuckucksweibchen aber nicht in der Gewalt, seinen Eiern die gerade notwendige Fütterung zu geben, wie früher behauptet wurde, sondern jedes Weibchen legt seine Eier möglichst nur in die Nester derselben Vogelart, wahrscheinlich in das Nest derjenigen Vogelfamilie, der seine einstigen Pflege-Eltern angehörten. Mit den Kuckuckseiern treiben die Eierfänger einen schwinnghaften Handel. Aber nicht etwa das einzelne Kuckucksei hat Wert, sondern erst das ganze Gelege mit dem Neste. Die Eier werden sorgfältig ausgeblasen und dann an Museen oder Liebhaber verkauft. In jeder Großstadt sind Handlungen, die das Geschäft vermitteln. Zudem sind die Eierfänger aller Länder förmlich organisiert oder stehen zum gegenseitigen Austausch der seltenen Eierkunde in reger Verbindung. Nach Gelegen mit einem Kuckucksei herrscht aber immer noch Nachfrage, und so ist es erklärlich, daß manche Sammler im Mai und im Juni fast täglich die Waldungen nach Kuckuckseiern durchstreifen. Mit großer Hündigkeit wissen sie auch die betreffenden Singvögelnerster aufzuspüren. Oft beobachten sie diese sogar schon, bevor noch das Kuckucksei hinzugelegt worden ist. Leider führt dieser Sammelteufel schließlich zur allmählichen Ausrottung des beliebten Waldbogels, und darum sollte dagegen unmaßsächlich eingeschritten werden. Kein anderer unserer Vögel ist im Stande, die

rauhhaarigen Raupen zu fressen, und darum ist der Kuckuck für die Fortwirthschaft von unersehlichem Werte. — Soweit ein Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“. Der den Vogel in Freiheit sehen will, mag nach Westend gehen. Hier ruft er jetzt auf den hohen Bäumen bei dem alten Wasserturm jeden Tag. Ein sehr schönes Exemplar besitzt auch der Zoologische Garten. (Neues Vogelhaus.) —

Technisches.

— Ein neues Aufbereitungsverfahren. Ein sehr merkwürdiges Verfahren, um den in Schiefer eingesprengten Kupferkies von dem begleitenden Gestein (der „Gangart“) zu trennen, wendet der bekannte englische Metallurg Elmore an. Er hatte bemerkt, daß die Kupferkiese sich leicht beim Mahlen des Gesteins in Schüppchen zerteilen, die vom Wasser schwer benetzt wurden, sich dagegen an jedem Oel- oder Fettsäure festsetzen. So griff, wie Dörffel in der „Berg- und Hüttenmänn. Zeitung“ erzählt, ein Arbeiter mit öligler Hand in den zum Abschlämmen des Gesteins dienenden Spigolasten und zog sie ganz bedeckt mit Nieschüppchen wieder heraus. Elmore schuf nun eine Einrichtung, in der das mit Wasser aufgeschwemmte feingemahlene Erz mit Petroleumrückständen durchgearbeitet wird, die in der Ruhe sich oben sammeln und allen Kupferkies mitnehmen, während die Gangart (Schiefer) unten im Wasser bleibt. In einer Centrifuge wird das Oel vom Kupferkies abgetrennt. Weitere Versuche ergaben, daß eine große Anzahl von Mineralien vom Oel in der angegebenen Weise benetzt oder eingehüllt und von begleitenden getrennt werden können, auch zum Beispiel feinpulveriges Gold. —

Humoristisches.

— Seltsamer Maßstab. „Essen Sie gern Krebs?“
„Und ob! In meiner Heimat habe ich schon fünf Gebirgsbäche ausgeessen!“ —
— Ausweichend. Was sagen Sie zu meinen Gedichten?“
„Die wird niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen!“ —
— Heiratsannonce. Junger Fabrikant sucht sich passend zu verheiraten. Erforderlich zehntausend Mark, auch wird gut haltener fünfperdiger Gasmotor in Zahlung genommen! —
(„Wegend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Die Aufführung von Björnsons neuestem Schauspiel „Laboremus“ — das Berliner Theater wollte das Stück Sonnabend geben — ist auf die nächste Spielzeit verschoben worden. —
— München soll ein neues Theater erhalten, das oberbayerische Volksstücke, Operetten und Posen zur Aufführung bringen wird. —
— Das schwäbische Musikfest, das zu Pfingsten in Augsburg abgehalten wurde, war von 20 000 Personen besucht; das „Farcival-Orspiel“ am Schluß des Programms dirigierte Siegfried Wagner. —
— Die Wiener Philharmoniker haben Josef Selmesberger zu ihrem Dirigenten gewählt. —
— Blühende Maiglöckchen-Bäume sind gegenwärtig im Tiergarten zu sehen. Dieser im Osten der Vereinigten Staaten heimische baumartige Strauch verdient wegen seines reichen, zierlichen, weißen Blütenstandes mehr angepflanzt und gepflegt zu werden; sein spätkühes Wachstum und eine etwas gepreizte Haltung, die aber seinem Aussehen gerade in der Wüste sehr zu statuen kommt, sind vielleicht bisher einer ausgedehnteren Verwendung hinderlich gewesen. Das größte Exemplar des Tiergartens befindet sich in den kleinen Anlagen, die das Denkmal Friedrich Wilhelms III. umgeben, und zwar gleich links am Beginn des von der Tiergartenstraße aus an der Vorderseite des Denkmals vorüberführenden Wegs, nächst der Brücke über den dortigen kleinen Wasserlauf. —
— Im Bärmer in Blumenstöcken zu entfernen, überbrause man die letzteren mit lauem Wasser, in dem auf einen Liter 8 Nohlastanien gelöst sind. Auch Kampfor in Spiritus aufgelöst und mit Wasser verdünnt hat sich bewährt. —
— Der schnellste Zug Deutschlands ist zur Zeit der täglich probeweise zwischen Neustadt a. S. und Weidenburg verkehrende Schnellzug. Bisher war der schnellste Zug Deutschlands der D-Zug zwischen Berlin und Hamburg, der diese 285,9 Kilometer betragende Strecke in 3 Stunden 28 Minuten, also in einer Stunde 82,60 Kilometer, zurücklegt. Seitens der pfläzischen Eisenbahnen werden nun Probefahrten mit einer neuen Schnellzugmaschine veranstaltet, die 120 Kilometer in der Stunde zurücklegt sowie einen Eisenbahnzug im Gewichte von 200 Tonnen zu 20 Centner mit einer Schnellsteifeit von 100 Kilometer auf ebener Bahn fort zu bewegen im Stande ist. Sie entwickelt 2100 Pferdekraft und wiegt mit Tender 140 Tonnen (2900 Centner). —